

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

7. Der Hexameter

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

SIEBENTES KAPITEL

DER HEXAMETER

Durch die nahe Berührung der beiden Stämme war die äußere Möglichkeit gegeben, daß ein Stück geistiger Kultur, das bei dem einen erwachsen war, nach und nach in den Besitz des anderen überging. Aber damit dies nun tatsächlich geschah, muß eine bewegende Kraft eingetreten sein, die den Wandel bewirkte. Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; wie sollte es ihnen sonst gelungen sein, alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Tätigkeit mit aufgehen zu lassen? So habe ich vor Jahren das Problem formuliert, und dazu vermutet, das Neue sei vielleicht der Gedanke gewesen, statt der einzelnen Lieder, an denen man sich erfreut hatte, größere Gedichte zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen wären (BphW. 1887 Sp. 584). Heute läßt sich in dieser Richtung wieder ein Stück weiter kommen.

Gerade das Verhältnis von Lied und Epos ist mehrfach zum Gegenstande fördernder Untersuchungen gemacht worden. Speziell mit bezug auf Homer wurden sowohl Wilamowitz wie Bethe dazu geführt, als Zwischenstufe das »Kleinepos« anzunehmen und in bestimmten Beispielen aus der Ilias herauszulösen, so daß Umfang und Inhalt solcher mittleren Form anschaulich werden. Diese Übereinstimmung zwischen beiden Forschern ist um so wertvoller, je größer die Verschiedenheit in der konkreten Ausgestaltung ihrer Theorien. Man kann die Verschiedenheit erkennen, ohne dem Nihilismus recht zu geben, der befriedigt ist, daß die Homerkritik sich selbst widerlege¹⁾; und man kann die Verwandt-

1) Diesen unfruchtbaren Standpunkt vertritt Hans Fischl, Ergebnisse und Aussichten der Homeranalyse, 1918. Eine Rezension der Schrift in der Deutschen Lit.-Ztg. 1919 Sp. 554/6 schloß ich mit jenem Terenzverse, den Friedrich Ritschl gern als Wahlspruch gebrauchte: *Nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet*. (Daß dort *possiet* gedruckt und damit der Vers verdorben ist, fällt nicht dem Setzer zur Last, der nach dem Mspt. das Richtige gegeben hatte, sondern irgend einem aus der Familie Ballhorn, durch dessen Hände der Korrekturabzug zweimal gegangen ist. Mit Bleistift war *e* getilgt; meine Wiederherstellung wurde nicht beachtet, eine deswegen an die Redaktion der DLZ gerichtete Beschwerde blieb ohne Antwort.)

schaft eines Grundgedankens feststellen, ohne zu übersehen, daß in dessen Entwicklung die Wege stark auseinander gehen. So in unserm Falle gleich bei der weiteren Fragestellung. Die Stufenreihe »Lied—Klein-epos—großes Epos« zu der Zeitfolge »Äolisch—Ionisch« in Beziehung zu bringen, ist eine Aufgabe, die für Bethe nicht existiert, von Wilamowitz ernsthaft in Angriff genommen wird. Auch er hat daran gedacht, ob nicht der Übergang von Einzelgedichten zu größeren Kompositionen der entscheidende Schritt gewesen sei, durch den etwas wesentlich Neues in die Entwicklung der epischen Kunst gebracht wurde; doch habe er diesen Gedanken, obwohl er durch die Analogie der germanischen Poesie empfohlen werde, wieder fallen lassen, weil nur dem Umfange, nicht der Art nach hier ein Unterschied bestehe. »Bei den Griechen haben die »Einzelgedichte, die nicht nur immer neben den großen Epen vorkommen, »sondern zu allen Zeiten weitaus überwiegen, genau denselben Stil wie »die großen Epen, die ja selbst nach einer Gliederung in abgerundeten »Rhapsodien streben« (IIH. 344). Das ist richtig. Betrachten wir solche Einzellieder, die sich noch vollkommen abheben, wie die Δολώνεια, oder annähernd glatt vom Ganzen lösen lassen, wie Πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα, Τειχομαχία, Λύτρα: da gibt es zwar feinere Unterschiede und Besonderheiten des Stiles genug; aber der Gedanke kann gar nicht aufkommen, daß danach verschiedene Dichtungsarten anzusetzen wären. Ebenso, wenn wir Stücke ins Auge fassen, deren Selbständigkeit etwas weiter zurückliegt, so daß ihre Umrisse nicht mehr scharf zu erkennen sind, nur so durch das Gewebe hindurchscheinen: Ὀπλοποιία, Πείρα, Μάχη παραποτάμιος. Auch diese setzen für ihre Erfindung den Bestand der Achilleus-Dichtung und eine sachlich zusammenhängende Folge von Szenen und Ereignissen schon voraus, denen sie sich nach Inhalt und Form gleichartig einfügen. Steigen wir jedoch weiter den Quellen entgegen und suchen Einzellieder zu erreichen, die stofflich der Ilias vorausliegen, so ist das vielleicht nur für die altertümliche Διομήδους ἀριστεία möglich; da sind denn aber sogleich auch die Unterschiede des Stiles bedeutender, und zwar, wie wir später sehen werden, gerade mit bezug auf die Fähigkeit, nach gestaltendem Plan aus einzelnen Bildern ein größeres Ganze zu schaffen. Und hier befinden wir uns zwar nahe der Grenze zwischen dem in Kleinasien erwachsenen und dem aus dem Mutterlande mit herübergebrachten Gedankenkreis, doch immer noch im Bereich ionischer Dichtung. Die Heldenlieder, die den achäischen Eroberern von der Heimat her vertraut gewesen waren, müssen noch ganz anderen Charakter getragen haben. Das ist schließlich auch Wilamowitz' Meinung (IIH. 354): »Lang konnten die Lieder nicht sein; die behagliche Breite des gewöhnlichen homerischen Stiles konnte es noch nicht geben;

wir sehen sie ja auch wachsen. « — So halten wir doch an der Auffassung fest, daß für den Anteil der Ionier an der Weiterbildung der epischen Kunst der Gedanke des Gruppierens und zusammenhängenden Entwickelns mitbestimmend gewesen ist.

Doch nicht alleinbestimmend. Ein anderes Moment wirkte mit ihm zusammen, das Wilamowitz erkannt und in seiner Bedeutung für das Verhältnis der beiden Stämme einleuchtend dargelegt hat: der Übergang vom Singen zum Sagen und die Schaffung des fortan herrschenden epischen Verses.

Der Metrik ist es ähnlich ergangen wie der Grammatik. Was man zuerst ins Auge faßte, waren die Formen, die in der Zeit der Reife als Regel galten; was anders war, wurde als Ausnahme notiert. Bei dem Versuch, solche zu erklären, d. h. zu rechtfertigen, gelangte man zu der Erkenntnis, daß das zum großen Teil nicht Abweichungen waren von einer bestehenden Ordnung, sondern Reste einer natürlichen und urwüchsigen Mannigfaltigkeit, aus der Gebrauch und Überlegung allmählich erst eine verständliche Ordnung herausgearbeitet hatten. Auch diese Einsicht wurde nicht mit einem Schlage gewonnen, sondern durch mancherlei Irrtümer hindurch; und auch dem, der den Grundgedanken erfaßt hätte, könnte immer noch dann und wann die Gewohnheit einen Streich spielen, von der Gesetzmäßigkeit wie von etwas Gegebenem auszugehen. Doch vor dem umgekehrten Fehler müssen wir uns nicht minder hüten: wirkliche Entgleisungen späterer Zeit, an denen es doch auch nicht fehlt, zu verkennen und darin etwas Echtes, der Regel Vorangegangenes zu suchen.

Der Hexameter des ausgebildeten Epos, der, »Einfachheit und Mannigfaltigkeit verbindend und ruhig in der Bewegung, zu behaglicher »Schilderung einladet, der sich unablässig wiederholend mit Leichtigkeit »den ganzen Reichtum der Gedanken und Worte in sich aufzunehmen »vermag«, kann in dieser Vollkommenheit kein ursprüngliches altherkömmliches Versmaß, sondern muß die Frucht einer Entwicklung sein. Das erkannte Theodor Bergk, der in seiner Studie »über das älteste Versmaß der Griechen« (1854) als solches einen kurzen Spruchvers, mit freier Verteilung von Hebungen und Senkungen, ansetzte und aus inschriftlichem wie literarischem Gebrauche nachwies²⁾. Für den Charakter dieses Verses schien es ihm unwesentlich, ob er mit betonter oder unbetonter Silbe anfang; aber nach dem Rhythmus des Ausganges unterschied er den kürzeren Enhoplios, von energischerem Klang (— — — — — oder — — — — —), und den um eine Silbe längeren Paroimiakos oder Proso-

2) Freiburger Univers.-Programm. Wieder abgedruckt in Bergks Kleinen philologischen Schriften II S. 392—408. Die angeführten Stellen S. 393. 404/5.

diakos (bald — — — — — bald — — — — —). Und nun erklärte er: »Der homerische Hexameter ist nichts anderes als die Verbindung zweier Spruchverse zu vollständiger Einheit.« Nirgends verleugne er diese Herkunft; »selbst in den mancherlei Freiheiten und Unregelmäßigkeiten des homerischen Versbaues werde man die Nachwirkungen jener volksmäßigen Weisen anerkennen müssen«. Diesen letzten Gedanken hat Bergk nicht weiter verfolgt, dagegen die Bemerkung hinzugefügt, daß »der Hexameter des bukolischen Gedichtes auf ganz anderem Wege sich gebildet habe als derselbe Vers im heroischen Epos«: jener sei aus Tetrameter und Dimeter zusammengesetzt. — Von verwandten Grundanschauungen ging später Usener aus: »Altgriechischer Versbau. Ein Versuch vergleichender Metrik« (1887). Vor allem aber hat denselben Weg Wilamowitz eingeschlagen, und seitdem ist er von vielen beschritten worden. Wenn er selbst sich dessen, was ihn von Bergk trennte, stärker bewußt war als der gemeinsamen Hauptrichtung, so war das anfangs wohl natürlich; daß er noch jetzt daran festzuhalten scheint (III. 352), soll uns nicht irre machen.

Grundlegend ist aus den »Homerischen Untersuchungen« (1884) der Satz: »daß der Hexameter, wie wir ihn jetzt im Epos lesen, wie er der »Ausgangspunkt einer tausendjährigen metrischen Entwicklung geworden ist, selbst erst das schließliche Resultat eines langen Prozesses ist, durch welchen ein äolisches Liedmaß vermittelt vieler Kompromisse und Neuerungen dem episch-rezitativen Tone angepaßt ward, den der »Stoff forderte« (S. 408 f.). Daran hat Otto Schroeder angeknüpft mit seinen »Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte« (1908). Wenn der epische Vers aus beweglicheren rhythmischen Reihen entstanden und der feste daktylische Gang erst nach und nach hereingekommen sein soll, so lassen sich Spuren ehemaliger Freiheit vielleicht noch erkennen. Den fallenden Rhythmus empfinden wir als wesentliches Element des Hexameters, jene älteren Verse aber konnten, worüber schon Bergk völlig im klaren war, auch mit einer Senkung am Anfang gebildet werden. Schroeder macht das u. a. an zwei eng verbundenen Reihen aus Sophokles Antigone (789 f.) deutlich:

οὐθ' ἀμερίων σέ γ' ἀνθρώ-
πων· ὁ δ' ἔχων μέμνην.

Nun gebe es bei Homer Hexameter, die mit einer unbetonten Silbe einsetzen. Das sind die στίχοι ἀκέφαλοι, wie sie Wilhelm Schulze in einem besonderen Kapitel seiner Quaestiones epicae (1892) gedeutet hat. Auf dessen Beweisführung ruht an dieser Stelle (S. 37) Schroeders Theorie.

Wenn ein Vers anfängt ἐπεὶ δὴ λίπε (θ 452) oder φίλε κασίγνητε (Δ 155) oder ἴομεν, ὄφρα (B 440), so meinte man früher, die erste Silbe

sei unter dem Iktus gelängt; Schulze lehrte, daß vielmehr geradezu ein Iambus oder Tribrachys statt des Spondeus oder Daktylus gesetzt sei. Und darin sah auch er (p. 374sq.) etwas Alttertümliches, eine Freiheit, die von Späteren nicht mehr verstanden und deshalb, wo es anging, durch Korrektur beseitigt worden sei. So habe man an den Versanfängen ἴδεν ὄτ' ἐξ Ἰδης Λ 112, ἴδον πρὸ πτόλιος T 292, ἴδον γὰρ σκοπιήν κ 194 Anstoß genommen und εἶδεν εἶδον eingesetzt, die sich durch Nichtbeachtung des *f* als unecht verrieten. Aber tun wir gut, eine Singularität auszutreiben indem wir eine andre einführen? Auch σπέος εἶδομεν ι 182 und εἰς Ἰθάκην οὐδ' εἶδες λ 162 zeigen das *f* vernachlässigt und müßten geändert werden, wenn dergleichen nur durch Abschreiber in den Homertext gekommen sein könnte. Schulze hat konsequenter Weise auch hier die Korrektur gefordert. Vielleicht würde er heut anders urteilen, auch über σάος ἔσσεσθ(αι) X 332, wie er statt σῶς ἔσσεσθ(αι) herstellen wollte³⁾. Jedenfalls können wir unter den Belegen einer ursprünglich freier gestalteten Basis des Hexameters diese nicht gelten lassen. Und nicht minder bedenklich ist eine andere Gruppe: λύτο δ' ἄγών Ω 1, κλύτε φίλοι B 56, σπέο μοι K 285, ἀεῖδῃ δεδαώς ρ 519 u. a. Die Stellen, an denen sich einzelne Überbleibsel einer im ganzen vorhomerischen Metrik erhalten hätten, müßten doch zu den ältesten Partien des Epos gehören; und das wird von den hier in Betracht kommenden Gesängen wohl niemand behaupten. Daß in ἀθάνατος, δυναμένοιο, μαχεούμενος, μαχειόμενος u. ä. tatsächlich die Dichter aus metrischer Not eine kurze Silbe durch den Iktus lang gemacht haben, nimmt doch auch Schulze an (p. 141 sq. 156 sq. 363); sein Verdienst ist gerade, diesen Begriff der metrischen Not fest begrenzt zu haben: nur da hat sie bestanden, wo in einem Wort eine Reihe kurzer Silben vorlag, die an sich, ohne eine gewisse Vergewaltigung, überhaupt keinen Platz im Hexameter hätte finden können. Innerhalb eines Wortes mußten die kurzen Silben liegen, und so daß auch durch die Stellung dieses Wortes zu anderen nicht geholfen werden konnte: das war, wie Schulze gezeigt hat, das ererbte Gesetz, nach dem die Dichter sich richteten. Können wir uns wundern, wenn es damit im Laufe der Zeit etwas weniger streng genommen wurde? Wortgruppen wie διὰ μὲν ἀσπίδος Γ 357, φίλε κασίγνητε Δ 155 konnten leicht so angesehen werden, als bildeten sie ein Wort; bei ἴομεν wurde vergessen, daß ihm durch Stellung vor konsonantischem Anlaut eine regelrechte Länge verschafft werden könne:

3) Daß eine Kontraktion wie diese, gerade auch im X, gar nicht unerhört ist, zeigt Bechtel, Vokalkontraktion bei Homer S. 220 f. Meine Einwände gegen Schulzes Behandlung der στίχοι ἀκέφαλοι sind wiederholt aus zwei Rezensionen seines Buches, WklPh. 1892 Sp. 1056 ff. und DLZ. 1892 Sp. 1557 ff.

so wurden für einen ursprünglich scharf eingeschränkten Notbehelf allmählich die Grenzen etwas erweitert. Grundsätzlich gibt das auch Schulze zu. In dem kyklischen Versanfang Ἰλιον αἶδω, weiter in Ἥρην αἶδω, Ἑρμῆν αἶδω, Ἄρτεμιν αἶδω sieht er (p. 384) nichts Altertümliches, sondern irrtümliche Nachbildung eines echten, noch aus der Zeit freierer Metrik herstammenden versbeginnenden αἶδω wie in αἶδῃ δαδῶς ἔπε' ἱμερόεντα βοροτοῖσιν p 519. Mir scheint es unmöglich, gegenüber den Hymnen und der kleinen Ilias für eine Eumaios-Rede der Odyssee solchen Vorzug der Ursprünglichkeit in Anspruch zu nehmen. Auch jenes αἶδῃ gehört nicht den frühen Zeiten an, da sich die Normen der epischen Metrik noch nicht befestigt hatten, sondern den viel späteren, da Mißverständnis oder Nachlässigkeit schon anfangen von ihnen abzugleiten.

Ähnlich, nur noch entschiedener urteilt Witte⁴⁾, der durch eingehende Prüfung dahin gelangt ist, die ganze Theorie von den στίχοι λαγαροί und μέουροι »in Bausch und Bogen für eine Fiktion der antiken Grammatiker zu halten«. Er sieht überall nur Fälle metrischer Dehnung, entsprechend seiner Grundauffassung von dem starken Einfluß des Verses auf die Sprachform. Ob dem gegenüber meine Vermutung sich behaupten wird, daß Schulzes Gesetz über den Begriff der metrischen Not ursprünglich in aller Strenge gegolten und die größere Freiheit im Gebrauche kurzer Silben statt langer erst allmählich und zunächst mißverständlich sich eingeschlichen habe: das mag weiterer Untersuchung vorbehalten werden. So viel ist schon jetzt sicher: von dem, was Schroeder an Beispielen homerischer Hexameter mit altertümlicher Anfangsenkung in vier Gruppen zusammengestellt hat, bleibt nicht viel übrig. Er gefährdet seine eigene Untersuchung, wenn er »diese wohl ziemlich gesicherten Versanfänge, deren Rechtfertigung die Sprachgeschichte der Metrik überlassen muß«, weiter als Material verwertet, darunter auch solche Fälle (ἔδεν, σάος), die ihm doch erst von der Sprachwissenschaft hergestellt worden sind, womit er übrigens den einseitigen Anspruch, den er zu Gunsten der Metrik erhebt, schon selbst widerlegt hat. Beide Disziplinen müssen zusammenwirken; sonst kann jede von ihnen erleben, εἴ τι καὶ ἀγροικότερον εἰπεῖν ἔστι, daß sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Damit soll an sich die Theorie, daß der Hexameter aus kürzeren Reihen mit zwangloser Verteilung von Thesis und Arsis entstanden sei, nicht angefochten werden; nur der von dieser Seite her versuchte Beweis kommt in Wegfall.

Richten wir, statt auf den Anfang des Verses, unser Augenmerk auf die Mitte, wo die Teile zusammengewachsen sein sollen. In der weib-

4) Kurt Witte, »Worthrhythmus bei Homer. I. Στίχοι ἀκέφαλοι und στίχοι μέουροι«, Rh. Mus. 70 (1915) S. 481—523. Die oben angeführten Worte S. 507 (vgl. 506).

lichen Cäsur des dritten Fußes ist eine Freiheit bestimmter Art längst beobachtet. Ahrens' Gymnasialprogramm von 1851 'De hiatus Homerici legitimis quibusdam generibus' (Kleine Schriften I S. 123 ff.) beschäftigt sich im größeren ersten Teile mit dieser Versstelle, für die er 177 Fälle des Hiatus als überliefert nachweist, eine beträchtliche Zahl anderer aus falscher Korrektur, die dem Vers hatte aufhelfen wollen, wiederherstellt; z. B. K 362 χῶρον ἀν' ὕληντα, ὃ δὲ προθέησι μεμηκώς (statt ὃ δὲ τέ), τ 215 νῦν μὲν δὴ σευ, ξεῖνε, οἶω πειρήσεσθαι (statt ξεῖνέ γ' οἶω). La Roche und Nauck sind ihm auf diesem Wege gefolgt und haben die Beispiele weiter vermehrt. — Andere Erscheinungen prosodischer Art, die innerhalb eines Verses Anstoß geben würden, in denen deshalb Spuren ursprünglicher Selbständigkeit der beiden Teile des Hexameters vor und nach der trochäischen Hauptcäsur zu erkennen seien, hat Usener gesammelt; aber es fehlt seinen Ausführungen die Beweiskraft, weil das Beobachtete teils anders erklärt werden kann teils auch an anderen Versstellen vorkommt⁵⁾. Eine metrische Besonderheit, die allerdings nicht gerade häufig ist, doch auch nicht wohl auf Zufall beruhen kann, wird uns gleich nachher noch begegnen und das hohe Alter dieser Fuge bestätigen.

Die Zulässigkeit des Hiatus hat Ahrens, im zweiten Teile der erwähnten Abhandlung, auch für die bukolische Diärese bewiesen, und er und Nauck haben ihm auch hier mehrfach wieder zu seinem Rechte verholfen (vgl. oben S. 68. 140). Neuerdings hat dann Sommer gezeigt, daß diese prosodischen Lizenzen ebenso für den ersten Fuß bestehen; umgekehrt gewinnt er von dort her die Rechtfertigung für eine in der handschriftlichen Überlieferung größtenteils verschleierte Freiheit des vierten Fußes: daß auch hier trochäischer Wortausgang gestattet und nicht nur vereinzelt, sondern auch in geläufigen Formeln vorgekommen ist⁶⁾. So werden βοῶπι πότνια Ἥρη (Θ 471. O 49. Σ 357), βοῦν ἦνιν εὐρυμέτωπον (K 292. γ 382) in kritischer Auseinandersetzung mit Wilhelm Schulze sichergestellt; desgleichen für υἱὸς φίλος, υἱὸν φίλον an derselben Versstelle (K 50. Ω 333. ε 28. λ 103. ν 343) die Vertauschung, für die auch ein Anhalt in den Hdss. nicht fehlt, endgültig gefordert: αἶψα δ' ἄρ' Ἑρμείαν φίλον υἱὸν ἀντίον ἤῤα. Auf die Frage, ob in solchen Erscheinungen das Fortwirken einer früher noch stärkeren Bedeutung der metrischen Grenze zu erkennen sei, ist Sommer nicht eingegangen. Er würde sonst den Untersuchungen von Witte vorgearbeitet haben, die, von einer andern Seite herkommend, auf diesen Punkt gerichtet sind.

5) Vgl. Witte bei Pauly-Wissowa (»Homer, Sprache und Metrik«), der eine gute Übersicht über die Entwicklung der ganzen Frage gibt. 6) Ferdinand Sommer, Zur griechischen Prosodie. Glotta I (1909) S. 145—240. Darin: II. Zur Gestaltung der Thesis im vierten Fuße des versus heroicus (S. 198 ff.).

Wittes Aufsatz über »die Entstehung der ionischen Langzeile« (Glotta IV [1912] S. 1—21) betrachtet den Einfluß, den das Metrum auf die Erhaltung sowohl als die Neubildung sprachlicher Formen ausgeübt hat, um aus den Wirkungen dieses Einflusses auf die Gestalt zurückzuschließen, die in ältester Zeit der Vers gehabt habe. Dabei werden verschiedene Teile und Stellen ins Auge gefaßt, in erster Linie aber das Stück, das der fünfte und sechste Fuß zusammen ausmachen. »Bei etwa 60 unter »100 Homerversen bildet die bukolische Diärese eine unüberbrückbare »Grenze, die für das Versende eine Wortform oder Wortverbindung »adonischer Messung heischt« (S. 2 f.). Daher sind altertümliche Formen und Verbindungen dieser Art in Menge konserviert, erkennbar neue nach ihrem Muster in Menge geschaffen worden. Alt sind Ἀντιφάταο, Αἰθιοπέσσι, ἡνιόχοιο, πατρίδα γαῖαν, πατρίδι γαίῃ, neugebildet: Ἀντιφατήα, Αἰθιοπήας, ἡνιοχήα, πατρίδος αἴης, πατρὶς ἄρουρα usw. Häufig sind Komposita, die gerade diesen Teil des Verses ausfüllen: ἡκόμοιο καλλικόμοιο ὑπικόμοιο, ἀγκυλομήτης ποικιλομήτης, desgleichen stereotype Wortpaare: ἵπποτα Νέστωρ, νόστιμον ἡμάρ, θούριδος ἀλκῆς αἶθοπι χαλκῷ, οἶνοπα πόντον, πίονα μῆλα, εὐρέας ὤμους usw. Witte hält es für undenkbar, daß »diese so uralt anmutenden Formeln erst »geprägt wurden, nachdem sich im Verlauf des griechischen Epos hinter »dem vierten Fuß eine Rezitationspause gebildet hatte«. Vielmehr könnten sie »nur dem Umstande ihr Dasein danken, daß die bukolische Diärese auf einer unserer Ilias und Odyssee vorangegangenen Stufe der »epischen Poesie eine noch größere Bedeutung als bei Homer hatte. — »Der fünfte und sechste Fuß ist der Hauptherd aller homerischen Formeln. Bei einem großen Teil der Homerverse bildet also das Versende »von der bukolischen Diärese ab ein fertiges Ganzes, das als solches »längst im Gedächtnis der Dichter existierte, ehe die vordere Vershälfte »gedichtet war« (S. 5 f.). Nun kam es darauf an, das übernommene formelhafte Stück mit dem, was vorn hinzugedichtet wurde, zu verbinden. Dazu dienten vor allem zweisilbige Wortformen, die dem Sinne nach mit zur Ausgangsformel gehörten und zugleich geeignet waren die letzte Senkung des vorangehenden Vierhebers zu füllen: Θέτις ἀργυρόπεζα, Κρόνος ἀγκυλομήτης, Διὸς αἰγίοχοιο, νέες ἀμφιέλισσαι, φάος ἡελίοιο, ῥόος Ὠκεάνοιο, μένος Ἀλκινόοιο usw. Besonders geeignet waren dazu die Präpositionen: ἀπὸ τεύχεα δύω, κατὰ δάκρυον εἴβει, ἔλος κατά βουκολέοντο (Υ 221), Λυκίην κατά κοιρανέουσιν (Μ 318). »Die Zahl der Homerverse, in denen die vierte Senkung vor der Diärese durch zweisilbige Präpositionen gefüllt wird, geht in die Hunderte«, sagt Witte (S. 11), und verfolgt deren Gebrauch weiter in Zusammensetzungen: ἀποδειροτομήσω, ἀναβέβρυχεν ὕδωρ, ἐπιγίγνεται ὥρη, περίδυσσε χιτῶνας,

παρερίγντο δαίτι, ὑπέφηνε τραπέζης usw. Hier meint er — Ähnliches hatte schon Immanuel Bekker beobachtet (Homerische Blätter I 144 ff.) — das Wachstum des Verses mit Augen zu sehen. Abschließend urteilt Witte (in dem Artikel bei Pauly-Wissowa): »Es haben in einer unserer »Ilias und Odyssee vorangegangenen Periode der epischen Poesie alle »Verse den Einschnitt hinter der vierten Senkung aufgewiesen. Er wurde »zunächst überbrückt durch Komposita, die von der vierten Senkung ab »in den fünften Fuß hineinreichten. Der so entstandene Verstypus wurde »in einer noch späteren Zeit, wiederum durch Komposita, mit der Cäsur »nach dem dritten Trochäus verbunden. So bilden alle Homerverse ohne »bukolische Diärese einen sekundären Typus gegenüber solchen mit »diesem Einschnitt.«

Diesem Resultat hat Wilamowitz grundsätzlich zugestimmt, mit Betonung der zuletzt ausgesprochenen Konsequenz. Denn wenn er schreibt: »Die Diärese vor dem fünften Fuße reicht später allein nicht mehr aus, sondern muß mit einer Cäsur im dritten Fuße verbunden sein«, so ist damit eine frühere Periode gesetzt, in der diese Diärese ausreichte, um den Vers zu gliedern. Mit Wittes Ansicht deckt sich das nicht ganz; denn dieser nimmt an, daß die Cäsuren des dritten Fußes, sowohl die weibliche wie die männliche, schon innerhalb des daktylischen Vierhebers gebräuchlich gewesen seien (Glotta IV [1912] S. 21), hat aber den Gedanken bisher nicht ausführlicher entwickelt. Das wollen wir denn abwarten. Wilamowitz meint es offenbar so, daß die Cäsuren erst eingeführt worden seien, nachdem man angefangen hatte, die beiden aneinander gereihten Verse, den Vierheber und den Zweiheber, als Einheit zu empfinden; dieser Typus wirke im altepischen Verse nach, »nur schon zurückgedrängt durch die ganz wirklichen Hexameter, die sich an der Einhaltung der Cäsuren erkennen lassen« (IIH. 349). Denn die Cäsur trennt nicht bloß, sondern hält auch zusammen, da durch Unterbrechung innerhalb eines Versfußes das rhythmische Gefühl des Hörers weiter gedrängt wird; die Cäsur setzt also die Einheit des Verses schon voraus (S. 348). Eben deshalb sei nicht daran zu denken, daß an der Stelle, wo jetzt eine Cäsur ist, früher die Grenze zwischen zwei selbständigen Versen gewesen sei, wie Bergk und Usener angenommen hätten.

Prüfen wir zunächst die positive Seite der im Auszuge mitgeteilten Theorie; da ruht sie auf der Feststellung, daß die überwiegende Menge (60 %) der uns vorliegenden Homerverse mit bukolischer Diärese gebildet sei. Dabei sind denn wohl alle Fälle gezählt, wo mit dem 5. Fuß irgendwie ein Wort anfängt. So scheint allerdings auch Bekker (a. a. O.) gerechnet zu haben, der für einzelne Rhapsodien die genauen Zahlen gibt (E 561 von 909, Λ 575 von 848, N 436 von 837, X 316 von 515,

α 247 von 444, δ 512 von 847, θ 352 von 586, π 300 von 481). Aber reicht die Wortgrenze an sich aus, um zu sagen, ein Vers habe die bukolische Diärese, d. h. er sei nach dem Verhältnis 4 : 2 gegliedert? Greifen wir beliebige Beispiele heraus:

- η 33 οὐδ' ἀγαπαζόμενοι || φιλέουσ', ὅς κ' | ἄλλοθεν ἔλθῃ.
 λ 358 καί κε τὸ βουλοίμην, || καί κεν πολὺ | κέρδιον εἴη.
 ο 354 θυμὸν ἀπὸ μελέων φθίσθαι || οἷς | ἐν μεγάροισιν.
 χ 404 πᾶν δ' ἄρα οἱ στῆθός τε || παρήϊά τ' | ἀμφοτέρωθεν.
 ω 127 ἡμῖν φραζομένη || θάνατον καὶ | κῆρα μέλαιναν.

Hierher gehören die Hunderte von Fällen, in denen das, was vor der scheinbaren Diärese steht, eine Präposition ist:

- ι 535 νηὸς ἔπ' ἄλλοτρίης, || εὖροι δ' ἐν | πῆματα οἴκῳ.
 τ 290 οἱ δὴ μιν πέμπουσιν || φίλῃν ἐς | πατρίδα γαῖαν.
 α 116 μνηστήρων τῶν μὲν || σκέδασιν κατὰ | δώματα θεῖη.
 ε 60 κέδρου τ' εὐκεάτοιο || θύου τ' ἀνὰ | νῆσον ὁδῶδει.
 ν 204 πλάζομαι; αἶθ' ὄφελον || μεῖναι παρὰ | Φαιήκεσσιν.
 ζ 77 παντοίην, ἐν δ' ὅσα τίθει, || ἐν δ' | οἶνον ἔχευεν.
 ν 424 ἦσται ἐν Ἀτρεΐδαο δόμοις, || παρὰ δ' | ἄσπετα κείται.
 κ 469 ἀλλ' ὅτε δὴ β' ἐνιαυτὸς ἔην, || περὶ δ' | ἔτραπον ὦραι.
 ψ 332 πάντες ὁμῶς, αὐτὸς δὲ || κακὰς ὑπὸ | κῆρας ἄλυξεν.

Und nun die formelhaften Wortverbindungen, von denen Witte selber sagt, daß sie den Einschnitt überbrücken! Wir können doch nicht glauben, daß ἀργυρόπεζα, ἀγκυλομήτης, αἰγιόχοιο, ὠκύς Ἀχιλλεύς, ἡελίοιο, ἀτρυγέτοιο, πουλυβοτείρῃ für sich im Gedächtnis der Dichter fest und bereit lagen und daß dann Θέτις, Κρόνος, Διός, πόδας, φάος, ἄλός, χθονί hinzugedichtet wurden. Sondern hier umfaßte die Formel von vornherein mehr als die Silbenfolge - υ υ - υ; sie zeugt also eher gegen als für die Selbständigkeit des fünfsilbigen Schlußteiles. Wir müssen uns zu dem Grundsatz bekennen, den Bolling treffend ausgesprochen hat⁷⁾: Nicht jeder Zwischenraum im Druck bedeutet eine Diärese, sondern darunter kann man nur eine solche Pause verstehen, die im Vortrag am Ende eines Versfußes gemacht wird, um eine rhythmische Wirkung hervorzubringen. Es ist gewiß in seinem Sinne, wenn wir hinzufügen: der Vortrag muß den Gedanken zum Ausdruck bringen. Danach suchen wir zu entscheiden, ob ein Vers durch die bukolische Diärese oder durch eine der Hauptcäsuren gegliedert ist.

In vielen, vielleicht in den meisten Fällen ist die Wahl auf den ersten Blick sicher:

7) George Melville Bolling in den früher (Kap. 6 II, Anm. 13) erwähnten Untersuchungen, AJPh. 34 (1913) p. 170.

N 833 ὡς ἄρα φωνήσας | ἡγήσατο· || τοὶ δ' ἅμ' ἐποντο
834 ἡχῇ θεσπεσίῃ, || ἐπὶ δ' ἴαχε | λαὸς ὀπισθεν.

Λ 52 ἱππῆες δ' ὀλίγον | μετεκίαθον. || ἐν δὲ κυδοιμὸν
53 ὤρσε κακὸν Κρονίδης, || κατὰ δ' ὑπόθεν | ἦκεν ἑέρσας.

Ξ 220 ποικίλον, ὦ ἐνὶ πάντα | τετεύχεται· || οὐδέ σε φημί
221 ἄπρηκτόν γε νέεσθαι, || ὅ τι φρεσὶ | σῆσι μενοινᾷς.

Ο 547 ἴφθιμον Μελάνιππον. || ὁ δ' ὄφρα μὲν | εἰλίποδας βοῦς
βόσκ' ἐν Περκῶτῃ.
553 οὕτω δῆ, Μελάνιππε, | μεθήσομεν; || οὐδέ νυ σοὶ περ
ἐντρέπεται φίλον ἦτορ κτέ.

Aber es können sich auch Unterschiede ergeben, von denen das Schriftbild nichts ahnen läßt, z. B. wieder in zwei benachbarten Versen:

Π 809 ἔρχεῖ θ' ἵπποσύνη τε || πόδεσσί τε | καρπαλίμοισιν.
810 καὶ γὰρ δὴ τότε φῶτας | εἵκοσι || βῆσεν ἀφ' ἵππων.

Hier wird man πόδεσσι nicht von καρπαλίμοισιν, εἵκοσι nicht von φῶτας trennen wollen. Und so ist in der Regel, wenn man Verstand und Ohr befragt, eine Entscheidung doch zu finden. Vier Gesänge — von beziehungsweise 909, 579, 867, 515 Versen — habe ich nach diesem Gesichtspunkte durchgesehen und, unter Zusammenfassung der beiden männlichen Cäsuren, nebenstehendes Bild gewonnen.

Was zuerst in die Augen springt, ist die Tatsache, daß es Verse, die nur die bukolische Diärese haben, in diesen vier Gesängen so gut wie nicht gibt; auch die wenigen Beispiele, die ich zählte (E 66. 127. K 278. X 319), haben innerhalb des dritten Fußes immerhin eine Wortgrenze. Viel anders kann es denn auch im Ganzen nicht stehen. Demnächst beträgt die Summe derjenigen Fälle, in denen die bukolische Diärese stärker vernommen wird als eine mit ihr etwa konkurrierende Cäsur, der Vers also als in Tetrapodie und Dipodie geteilt gelten kann, in K etwas mehr als ein Fünftel, in E Π X weniger als ein Fünftel der Gesamtverszahl. Dazu kommt ein kleiner Betrag solcher Verse (in VIII), in denen diese Diärese mit einer vorhergehenden Cäsur zusammen den Hexameter in drei Absätze gliedert. In den beiden mittleren Hauptgruppen (IV/V und VI/VII) könnte die Statistik an einer kleiner Unstimmigkeit leiden. Bei Versen wie

Π 81 ἐμπεσ' ἐπικρατέως, || μὴ δὴ πυρὸς | αἰθομένοιο.
699 Πατρόκλου ὑπὸ χερσὶ· || πέρι πρὸ γὰρ | ἔρχεῖ θοὺν.
X 212 ἔλκε δὲ μέσσα λαβῶν· || ῥέπε δ' Ἔκτορος | αἴσιμον ἦμαρ.
450 δεῦτε, δύω μοι ἐπεσθον· || ἴδωμ', ὅτιν' | ἔργα τέτυκται

kann man zweifeln, ob zu sagen ist, der Einschnitt nach dem vierten Fuße werde von der Cäsur im dritten überwogen, und nicht vielmehr, er sei gar nicht vorhanden. Trotzdem habe ich diese und viele ähnliche Fälle der ersteren Art zugeordnet, um den Bestand an bukolischen Diäresen, der bisher zu hoch eingeschätzt wurde, meinerseits gewiß nicht

		E		K		Π		X	
		Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
I.	Bukolische Diärese allein:	2		1		0		1	
II.	Bukol. Diärese stärker als	72	8	67	11,7	61	7	56	10,9
III.									
IV.	Weibliche Hauptcäsur								
V.	Männliche Hauptcäsur								
VI.	Weibliche Hauptcäsur								
VII.	Männliche Hauptcäsur								
VIII.	Dreiteilung								
IX.									

zu unterschätzen. Nur bei noch engerer Verbindung (vor allem durch Präpositionen und Konjunktionen) habe ich, anders als Witte, angenommen, daß der Vers »ohne bukolische Diärese« ist. Daß in diesem Punkt überall ganz gleichmäßig von mir verfahren worden sei, wage ich, bei Verteilung der Arbeit auf längeren Zeitraum, nicht zu behaupten; doch werden größere Abweichungen vermieden sein. Das gesamte Vorkommen der bukolischen Diärese, das Witte mit rund 60 % ansetzt, beträgt

nach meiner Zählung in den vier Gesängen beziehungsweise 56,4; 52,6; 55,4; 52,6 %. Von diesen Fällen sind denn erheblich weniger als die Hälfte so beschaffen, daß bei sinngemäßem Sprechen eine Pause vor dem fünften Fuße vernommen wird (Gruppen II, III, VIII); in allen übrigen ist die Wortgrenze an dieser Stelle für den Vortrag bedeutungslos, kann also kein grundlegendes Element für den Bau des Verses gewesen sein.

Sollte es einst eine Zeit gegeben haben, wo alle Hexameter die bukolische Diärese hatten, und auf sie eine andere gefolgt sein, wo das »allein nicht mehr ausreichte« und deshalb eine Cäsur im dritten Fuß hinzugefügt wurde, so wäre doch auch die zweite dieser Perioden durch einen weiten Zwischenraum von derjenigen getrennt, in der die Verse die wir lesen gebildet worden sind. Aus deren Beschaffenheit kann jener frühere Zustand nicht gefolgert werden. Ihn anzunehmen liegt also kein Grund vor; der Gedanke, aus dieser einen Quelle den Hexameter abzuleiten, muß aufgegeben werden. — Fassen wir der bukolischen Diärese gegenüber die Hauptarten der Cäsur zusammen, so erhalten wir, alle Zahlen auf 100 bezogen, ein deutliches Verhältnis:

	E	K	Π	X
Zweiteilung durch bukolische Diärese (II, III) . . .	17	21,5	17	18,1
» » weibliche Hauptcäsur (IV, VI) . . .	39,6	31,8	35,8	40,9
» » eine der beiden männlichen Hauptcäsuren (V, VII)	36,8	38,7	41,2	37,1
Dreiteilung (VIII, IX)	6,6	8	6	3,9

Das sind freilich nur vier Gesänge, darunter jedoch ein besonders altertümlicher und ein ganz junger, und zwischen diesen treten keine grundlegenden Unterschiede hervor. So wird man mit den Zahlen, Erweiterung und Verbesserung der Statistik vorbehalten, immerhin operieren können.

Dreigeteilte Verse sind selten, und unter ihnen keiner, der nicht, wenn es sein müßte, auch in einer der vorhergehenden Gruppen unterkommen könnte, mancher sogar in zweien. Relativ groß die Zahl der dreiteiligen mit bukolischer Diärese (VIII), z. B.:

E 759 μάψ, ἀτὰρ οὐ κατὰ κόσμον; || ἐμοὶ δ' ἄχος· || οἱ δὲ ἐκῆλοι.

Π 215 ἀσπίς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, || κόρυς κόρυν, || ἀνέρα δ' ἀνήρ.

X 87 κλαύσομαι ἐν λεχέεσσι, || φίλον θάλος, || ὄν τέκον αὐτή.

E 787 αἰδώς, Ἀργεῖοι, || κάκ' ἐλέγχεα, || εἶδος ἀγῆτοί.

E 831 τοῦτον μαινόμενον, || τυκτὸν κακόν, || ἄλλοπρόσαλλον.

Π 46 ὧς φάτο λισσόμενος, || μέγα νήπιος· || ἦ γὰρ ἔμελλεν.

E 35 ὧς εἰποῦσα || μάχης | ἐξήγαγε || θοῦρον Ἀρηα.

E 355 εὔρον ἔπειτα || μάχης | ἐπ' ἀριστερά || θοῦρον Ἀρηα.

- E 30 χειρὸς ἔλοϋσ' || ἐπέεσσι | προσηύδα || θοῦρον Ἄρηα·
 E 31 Ἄρες, Ἄρες || βροτολοιγέ, | μαιφόνε, || τειχεσιπλήτα.
 K 98 μὴ τοῖ μὲν || καμάτῳ | ἀδηκότες || ἡδὲ καὶ ὕπνῳ.
 Π 31 αἶναρέτη. || τί σευ ἄλλος | ὀνήσεται || ὀψίγονός περ;
 X 159 καρπαλίμως, || ἐπεὶ οὐχ ἱερόιον || οὐδὲ βοείην
 160 ἀρνύσθην, || ἅ τε ποσσὶν | ἀέθλια || γίγνεται ἀνδρῶν.

Vom Typus der letzten acht Verse hat jeder der Gesänge E K Π rund 30 Beispiele: männliche Cäsur im zweiten Fuß und bukolische Diärese. In X von dieser Art nur ein halbes Dutzend.

Weibliche oder männliche Hauptcäsur zur Dreiteilung mitwirkend haben wir schon gehabt. Ganz vereinzelt steht, in diesen vier Büchern,

- K 496 ἀσθμαίνοντα· | κακὸν γὰρ ὄναρ | κεφαλῇφιν ἐπέστη.

Dagegen kommt im ganzen über 50 mal vor die Vereinigung von männlicher Cäsur im zweiten und vierten Fuße, ein wohlbekannter Klang:

- K 144 διογενὲς | Λαερτιάδη, | πολυμήχαν' Ὀδυσσεύ.
 K 555 ὦ Νέστορ | Νηληιάδη, | μέγα κῆδος Ἀχαιῶν.
 Π 19 ἐξαύδα, | μὴ κεῖθε νόψ, | ἵνα εἶδομεν ἄμφω.

Diese Anordnung kann bedeutende Wirkung hervorbringen, z. B.

- E 63 ἀρχεκάκους, | αἱ πᾶσι κακὸν | Τρώεσσι γέροντο.
 Π 22 μὴ νεμέσα· | τοῖον γὰρ ἄχος | βεβήκεν Ἀχαιοῦς.
 X 498 ἔρρ' οὕτως· | οὐ σός γε πατήρ | μεταδαίνυται ἡμῖν.

Wo aber der kraftvolle Dreischritt über unbedeutenden Inhalt dahingeht, empfindet man das wie einen Widerspruch; z. B.:

- K 175 ἀλλ' ἴθι νῦν, | Αἶαντα ταχὺν | καὶ Φυλῆος υἱόν.
 X 478 ἀμφοτέροι, | σὺ μὲν ἐν Τροίῃ | Πριάμου κατὰ δῶμα.

Schwerlich war in solchen Fällen diese Gliederung mit Bedacht gewählt; schwerlich auch in den folgenden, bei denen man sogar zweifeln kann, wie sie zu sprechen sind:

- K 104 οὐ θην Ἐκτορι || πάντα | νοήματα || μητιέτα Ζεύς.
 X 86 σχέτλιος· || εἵ περ γάρ σε | κατακτάνη, || οὐ σ' ἔτ' ἐγώ γε.
 E 59 Μηριόνης δὲ || Φέρεκλον | ἐνήρατο || Τέκτονος υἱόν.
 Π 534 αὐτὰρ ἔπειτα || μετὰ Τρώας | κίε || μακρὰ βιβάζων.

Natürlich ist das kein Vorzug; Verse dieser Art sind wirklich nicht schön. Um so eher wird man glauben, daß sie ohne Absicht so geworden sind, wie das mit bezug auf A 53

ἐννήμαρ μὲν | ἀνὰ στρατὸν ὥχετο | κῆλα θεοῖο

auch Wilamowitz (IIH. 349) anzunehmen geneigt ist und für A 78 gewiß zugeben wird:

ἦ γὰρ οἶομαι ἄνδρα | χολωσέμεν, ὃς μέγα πάντων.

Ich möchte aber vorschlagen, in entsprechender Weise die Dreiteilung auch in solchen Versen zu erklären, die nicht diesen Eindruck machen, zum Teil sogar bemerkenswert gut wirken. Wo es auf die bukolische Diärese oder auf die männliche Cäsur des vierten Fußes abgesehen war, konnte es kommen, daß sich aus der Fügung der Worte ein weiterer Einschnitt, im vorhergehenden längeren Teile des Verses, auftat; wenn der zugleich die Fügung der Gedanken zum Ausdruck brachte, so trat ein Versgebilde hervor, das in seiner Art vollkommen war, und damit dieser Art ihr Daseinsrecht gab. Wie der Hexameter selber zuerst entstanden sei, darüber wird man aus solchen Ausnahmen keinen Aufschluß gewinnen können.

Das Natürliche scheint doch, daß wir, Bergks Gedanken in etwas geänderter Form erneuernd, die Ableitung aus Tetrapodie und Dipodie, zu der Witte von der bukolischen Diärese aus gelangt ist, festhalten, daneben aber den Weg nicht verschmähen, auf den die Cäsuren uns weisen. An Häufigkeit des Vorkommens sind die durch Cäsur gegliederten Verse denen mit der Diärese überlegen, und kein sicheres Merkmal spricht dafür, daß diese Art jüngerer Ursprungs sei. Wilamowitz' Begründung, die wir kennen gelernt haben, ist etwas gar zu prinzipiell — fast wie bei der Einheit der Ilias und Solons Rhapsoden-Vorschrift. Gewiß, die Cäsur drängt vorwärts; das tut schon jede der drei oder vier Fußcäsuren, die ein Hexameter in der Regel hat. Vollends die Hauptcäsur in der Mitte stärkt das Gefühl der Einheit des Verses, was eine Diärese nicht kann; zum guten Teil darauf beruht der Unterschied zwischen dem Geklapper des Alexandriners und dem feierlichen Wohlklang des Trimeters. Aber eine Einrichtung, die innerhalb des fertigen Organismus einem Zwecke zu dienen hat, braucht nicht um dieses Zweckes willen erdacht und geschaffen zu sein. Das lehrt die Natur, das lehren Staatsleben und Sprache.

Die Einheit des Verses zu wahren ist nicht das einzige, was die Cäsuren leisten. Alles Schöne in der Kunst gelingt durch Verschmelzung von Gegensätzen; daß der Hexameter Mannigfaltigkeit und Regelmäßigkeit, den Eindruck des fallenden Rhythmus mit einem Elemente des Aufsteigens vereinigt, dankt er den Cäsuren. Dieses Verhältnis aber ist geworden, ohne daß bewußter Wille das Werden lenkte. Was gut wirke, wurde ausprobt. Gliederungen wie diese:

1394 Πηλεὺς θὴν μοι ἔπειτα γυναικα γαμέσσεται αὐτός

konnten sich nicht einbürgern. Es ist kein Zufall, daß dergleichen vereinzelt dasteht; denn

Wenig | behagen | dem Ohre | die Verse | mit solchem | Gefälle.

Das scherzhafte Muster, von Joh. Heinr. Voß gebildet, gab uns Ritschl, als ich vor 48 Jahren sein Kolleg über Metrik hörte. Der amphibrachische Tonfall, so sich wiederholend, ist für den Rhythmus des Hexameters tödlich. Und auch ohne die Häufung können die Silbengruppen $\cup - \cup$ oder $\cup \cup - \cup$ schaden, wenn sie, in der Mitte des Verses, eine beherrschende Stellung einnehmen. Daher sind auch Verse selten wie:

E 178 ἱρῶν μηνίσας· || χαλεπὴ δὲ | θεοῦ ἐπὶ μῆνις.

E 285 δηρὸν ἔτ' ἀνσχίσεσθαι· || ἐμοὶ δὲ | μέγ' εὖχος ἔδωκας.

K 317 αὐτὰρ ὁ μούνος ἔην || μετὰ πέντε | κασιγνήτησιν.

Π 410 καὶ δ' ἄρ' ἐπὶ στόμ' ἔωσε· || πεσόντα | δέ μιν λίπε θυμός.

Ω 423 καὶ νέκυός περ ἐόντος, || ἐπεὶ σφι | φίλος πέρι κῆρι.

Bekannt ist das von Gottfried Hermann entdeckte Gesetz, daß Homer die trochäische Cäsur im vierten Fuße meidet; hier wird der Sinn davon deutlich⁸⁾. In Versen mit unmittelbar vorhergehender Cäsur oder gleich nachfolgender Diärese war sie von selber so gut wie ausgeschlossen; in solchen aber, die im dritten Fuß eine sei es männliche oder weibliche Cäsur hatten, mußte, wenn mit der ersten Kürze des vierten Fußes das Wort zu Ende ging, jene unschön wirkende Silbenfolge herauskommen. So hat sich praktisch eine Gewohnheit gebildet, die später erst als Norm zum Bewußtsein kam. Ähnlich, nur in umgekehrtem Sinne, wird es mit den Cäsuren ergangen sein. Wenn eine solche, wie ein Gelenk, zugleich scheidet und verbindet, so liegt doch der Gedanke mehr als nahe, sie sei, in dieser Doppelnatur, eben dadurch entstanden, daß zwei vorher für sich stehende Stücke hier zu einem Ganzen zusammengefügt wurden.

Zu fragen wäre nur, ob denn bekannt ist, daß die rhythmischen Reihen, die hier vorausgesetzt werden, selbständiges Dasein gehabt haben. Von den Dreihebern und Vierhebern wird das kaum jemand bestreiten. Und daß der Abschnitt nach der Cäsur des vierten Fußes einst als Ganzes für sich gedacht war, beweist, ebenso wie bei dem fünfsilbigen Versschluß, die Geläufigkeit gewisser Formeln altertümlichen Gepräges, von denen diese Strecke ($\cup \cup - \cup \cup - \cup$) gerade ausgefüllt wird. An jene νόστιμον ἡμαρ, πατρίδα γαῖαν, γαῖα μέλαινα, νῦξ ἑρεβεννή, δῖος Ὀδυσσεύς, Αἰθιόπεσσι, ἡκόμοιο usw. reihen sich, nicht als Weiterbildung der Dipodie, wie es Witte ansehen wollte, sondern von vornherein als Einheit gedacht, jene Wortverbindungen wie Θέτις ἀργυρόπεζα, Διὸς αἰγίοχοιο, νέες ἀμφιέλισσαι, πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς, ἄλδος ἀτρυγέτοιο, vollends — ohne Wortgrenze hinter den beiden Kürzen — πολύδακρυον Ἄρηα, πολύμητις Ὀδυσσεύς, κορυθαίολος Ἑκτωρ, περικαλλέα δίφρον, ῥοδοδάκτυλος Ἥως, ταναήκεϊ χαλκῷ, μερόπων ἀνθρώ-

8) Darauf weist auch Witte hin (bei Pauly-Wissowa), ohne daß, wie mir scheint, der Zusammenhang recht klar hervorträte. Die Stelle bei Hermann Orphica (1805) p. 692 sqq.

των, auch φίλον ἔπλετο θυμῷ u. a. Sie sind alt, denn sie sind stereotyp geworden. Also dürfen wir annehmen, daß sie nicht gemacht wurden, um sich dem Schema des Hexameters einzufügen, sondern daß sie da waren und ihrerseits geholfen haben das Schema entstehen zu lassen. — Die beiden männlichen Cäsuren zusammen kommen nicht viel öfter vor als die eine weibliche. Diese war also besonders beliebt. Und für sie besteht, wenn auch nur in einer kleinen Gruppe von Fällen, zwischen den beiden Teilen, in die der Vers gegliedert ist, eine Beziehung, die in älteste Zeiten zurückweist. Das ist der Reim — nicht an sich, denn er könnte ja eine späte Erfindung sein, aber da, wo er durch Herstellung äolischer Sprachform erst zum Vorschein kommt. Im vorigen Kapitel ist über dieses Ergebnis des Fickschen Versuches berichtet (S. 172). Wenn nun der Reim in jener Mundart vernommen worden ist, so kann die Beziehung zwischen den Gliedern, an denen er angebracht wurde, nicht erst in einer Zeit geschaffen worden sein, da die Dichtung in den Händen der Ionier war. Folglich ist diese Beziehung nicht dadurch zustande gekommen, daß ein Ganzes geteilt wurde, sondern so, daß zwei selbständige Stücke zusammengefaßt und damit zu Teilen eines Ganzen gemacht wurden. Sonst müßte man ja annehmen, daß der Hexameter schon bei den Äolern fertig gewesen sei, schon bei ihnen eine längere Entwicklung von ursprünglicher Alleinherrschaft der Diärese nach dem vierten Fuße zur Gliederung durch Cäsuren, die ihn nahe seiner Mitte teilten, durchgemacht habe.

Aber warum soll es nicht so gewesen sein? Vieles haben die Ionier von ihren Vorgängern übernommen, warum nicht auch den Vers? Ja, werden wir zu solcher Annahme nicht geradezu gedrängt? da doch die altertümlichen Formeln, die am homerischen Stil einen so wesentlichen Anteil haben, von vornherein in daktylischen Rhythmus gefaßt waren. — Darauf ist zu antworten: daktylisches Metrum, dessen sich allerdings schon die Äoler bedient haben müssen, bedeutet noch nicht den Hexameter. Der Anfang des Heldengesanges war wirklicher Gesang, in kürzeren Versen und kürzeren Liedern; für die Rezitation wurde der Langvers geschaffen. Und gerade Wilamowitz verdanken wir die Erkenntnis, daß diese für die Entwicklung des Epos entscheidende Tat von den Ioniern vollbracht worden ist (IIH. 350 f. 353 f.). Mit Recht legt er dabei kein Gewicht auf den Ausdruck ἀείδειν, der auch von rezitativem Vortrag, mit gelegentlichem Anschlagen wirksam hervorhebender oder überleitender Klänge, gebraucht sein könnte. Aber die Sänger, von denen Homer erzählt, gebrauchten die Phorminx, der Rhapsode hatte den Stab in der Hand⁹⁾. Auf die Wichtigkeit der Veränderung vom Singen zum Sagen

9) Pindar Isthm. III 56; Hesiod Theog. 30. Vgl. Welcker, Der epische Cyclos, S. 360.

hat auch Bethe hingewiesen (Hom. I 39 f.), ein volles Verständnis der Entwicklung jedoch sich dadurch verschlossen, daß er das Epos »in Kleinasien geboren« denkt (S. 10. 45). Gewiß ist es drüben erst zu dem geworden, was es dann war; aber seine Geburtstätte, das Quellgebiet der epischen Redeweise und Denkweise lag im Mutterlande, da wo äolisch gesprochen wurde, wo die Phantasie der Menschen den Olymp, den sie zum Himmel ragen sahen, mit Göttern bevölkerte. Nun haben wir diese vier Reihen:

einst kürzere Lieder — später zusammenhängende Erzählung,
einst Gesang — später Rezitation,
einst kurze Verse — später Hexameter,
einst äolisch — später ionisch.

Daß nicht auf jeder dieser Linien einzeln der Übergang stattgefunden hat, sondern, was da geschehen ist, zeitlich und ursächlich zusammengehört, läßt sich mit all der Wahrscheinlichkeit behaupten, die in Fragen dieser Art überhaupt erreichbar ist.

Wie es im einzelnen dabei hergegangen ist — sicher nicht plötzlich —, können wir nicht wissen, doch in den Hauptzügen uns ein Bild machen, wie das Wilamowitz in ein paar kurzen Sätzen getan hat (S. 354 f.). Treffend erinnert er auch an den ungeheuren Abstand zwischen den alten Liedern und den Versen der Ilias. Nur daß sich »kaum mehr« erhalten haben könne »als hier und da eine Formel, sonst nur bequeme sprachliche Formen und eine bescheidene Anzahl altgeheiliger Wörter«, scheint mir stark übertrieben. Odyssee und Ilias sind voll von Wortverbindungen und Wendungen äolischen Gepräges. Und was in der homerischen Redeweise konventionell ist, muß einst lebendig gewesen sein, sei es ein charakteristisches Beiwort oder die frisch empfundene Beschreibung einer Situation, eines Vorganges. Dann ist es zur Formel erstarrt. Indem wir dem Ursprung dieses Elementes nachgehen, dürfen wir hoffen uns der Periode des Heldengesanges zu nähern, die für den epischen Ausdruck die eigentlich schöpferische gewesen ist. Den Versuch, die Texte in eine frühere Mundart zurückzuübertragen, wird, nachdem er seine wertvollen Dienste getan hat, niemand mehr erneuern. Aber die Aufgabe tritt nun heran, die sprachgeschichtliche Analyse durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes und des Stiles der Epen fortzusetzen, ob nicht auch in dem, was und wie erzählt wird, sich vom allmählichen Wachstum, durch verschiedene Zeitstufen und Kulturkreise, Zeugnisse erhalten haben. Dabei entspricht es dem ganzen Plan unsrer Arbeit, daß wir das Stoffliche voranstellen; das Was ist überall greifbarer als das Wie.